

FROM THE ARCHIVES: A LECTURE GIVEN IN HISTORICALLY CHARGED TIMES

Patočkas Essay zur Funktion der Literatur geht zurück auf einen Vortrag, den er am 21. September 1968 bei einem feierlichen Freundestreffen der Evangelischen Akademie Hofgeismar hielt. Der Vortrag wurde später in den *Berichten aus der Arbeit der Evangelischen Akademie Hofgeismar* (Nr. 5/6, Dezember 1968, 166-175) abgedruckt, blieb aber darüber hinaus unpubliziert. Eine tschechische Übersetzung erschien in: Jan Patočka *Sebrané spisy (Ausgewählte Werke, Bd. 12: Češi I, Praha 2002, 175-187)*. Der mündliche Charakter des Vortragstextes wurde weitgehend beibehalten.

Der Vortrag steht in einem historisch bedeutsamen Kontext, weil er unmittelbar nach der Niederschlagung des Prager Frühlings gehalten wurde. In der hier weggelassenen einleitenden Adresse an die Zuhörer formuliert es Patočka so:

Das Thema scheint mir für eine Zusammenkunft der Freunde nicht ungeeignet zu sein: Denn wonach sehnt sich das Herz der Freunde, worauf wartet es heimlich mitten in allen Beschäftigungen des Alltags und Festtags, als auf eine Antwort auf dasjenige, was alle gemeinsam bedrückt, die Frage der Gegenwart, der Zukunft, der Macht, der Pflichten des Geistes in unserer harten und angsterfüllten Welt? Wenn Freunde diejenigen sind, die ein gemeinsamer, über bloßer Utilität stehender Zweck vereint, was kann Freunde mehr aneinander binden, als freie Mitteilung dieser Ängste: Der ganze Mensch wird da an und ausgesprochen und fühlt sich durch Aussprache und Kommunikation, auch mitten im Streit, bestätigt und gestärkt.

Diese leicht pathetisch anmutende, aber doch auch sehr anrührende Passage gewinnt ihre ganz eigene Qualität, wenn man sie vor dem Hintergrund der politischen Ereignisse des Jahres 1968 betrachtet. Patočkas doppelte Kritik, am Kommunismus wie auch am Kapitalismus, ist getragen nicht nur vom Geist des Prager Frühlings, sondern spiegelt insgesamt sehr schön die Stimmung der 68er Zeit, wie sie etwa in Adornos oder Marcuses Kritik an der Kulturindustrie artikuliert wird. Ersichtlich ist auch sein Ansinnen, seine Reflexion in den Kontext der zeitgenössischen deutschen Literatur (Böll, Grass) zu stellen.

Speziellen Dank an Klaus Nellen, der den Vortragstext für die vorliegende Ausgabe behutsam redigiert hat.

Ludger Hagedorn

JAN PATOČKA (Prag)

Die Funktion der Literatur in der Gesellschaft (1968)

Wir fangen an mit einer scheinbar sehr entlegenen Frage: Warum sind wir eigentlich intellektuelle, denkende Menschen? Wohl weil wir urteilen, etwas über etwas auszusagen vermögen. Im Aussagen verstehen wir einander: Denn wir vermögen dasselbe über dasselbe auszusagen. Dasjenige, worüber wir uns denkend ausdrücken, wird dadurch, dass mehrere es aussagen, nicht vervielfacht. Dadurch entsteht aber erst das Problem, wie wir zu dieser Einheit kommen. Denn wir sind ja auch im Bereich desjenigen, was *vor* dem Urteilen und seinen Momenten und Bestandteilen liegt, keineswegs einfach im Besitz dessen, was wir meinen und worüber wir später denken. Wir meinen uns wahrnehmend unter Dingen, lauter mit sich identisch seienden Einheiten, zu bewegen. In der Tat gibt auch Wahrnehmung uns Sinneinheiten, keine dinglichen Einheiten. Das sieht man am besten daran, dass wahrnehmungsmäßig Gegebenes immer in Verwirrungen mit anderem steht und von diesen Verwirrungen nie ablösbar ist. Gesehenes weist auf Ungesehenes hin, gemäß einer Bekanntheitstypik, die immer weiter verweist: Äußeres weist auf Inneres, Nahes auf Fernes, und alles einzelne ist dabei eingebettet in Möglichkeiten eines "und so weiter". Nun sind die Möglichkeiten eines Anvisierens des Vorgegebenen praktisch unendlich und hängen von unseren Einstellungen und Interessen ab; wir leben ja in Verfolgung dieser Interessen, die manchmal grob und ungegliedert, manchmal höchst differenziert sind. Nun wurden unsere Interessen ursprünglich nicht durch das Hinsehen, sondern durch das Tun artikuliert: Wir sehen Dinge in Entsprechung zu dem, was wir mit ihnen vorzunehmen vermögen; die Phrasierung unserer Welt erwächst uns zunächst aus unseren praktischen Möglichkeiten, Gewohnheiten und Fertigkeiten; und da das Vorgegebene mit unseren Handlungsmöglichkeiten zusammen dasjenige ausmacht, was wir eine Situation nennen, ist die Sinnartikulation des von uns Erfahrenen eine situationsgebundene. Die Situation ist aber ursprünglich keine rein individuelle, sondern immer komplex, sie betrifft mehrere Individuen, ein Wir; die Teilnehmer spielen da die Rolle von einmal komplementären, einmal gleichrangigen Partnern; erst die gemeinsame Situation lässt den gemeinsamen Inhalt, die einheitliche Bedeutung entstehen. Die wird nachträglich mit Wortausdrücken belegt und bleibt als solche zur Verfügung, auch wenn Wahrnehmungsmäßiges nicht verfügbar ist; so wird man befähigt, Dinge zu meinen, über sie zu urteilen, über sie nachzudenken, gleich ob sie wirklich erfahren sind oder nicht, ob sie existieren oder nicht, ob dasjenige, was wir sagen, stimmt oder nicht stimmt.

Die Gemeinsamkeit des Anvisierens, der gemeinte Sinn hat also eine praktische Grundlage und ist situationsbestimmt. Die Sprache kommt aus dem Sprechen, und Sprechen ist ursprünglich situationsbedingt. Darum sind sog. okkasionelle Bedeutungen, die Personal- und Demonstrativpronomen, die Orts- und Zeitadverbien das Grundgerüst des Sprechens und der Sprache überhaupt, und es ist eine Verkehrung des Sinns, die in der griechischen Metaphysik des Dinglich-Nominalen gründet, sie Pro-Nomina und Ad-Verbien zu nennen. Die Sprache ist ursprünglich nur ein Bestandteil der Situation der Men-

schen und darum nicht aus sich selbst verständlich. Das hier Angedeutete betrifft jede Sprechäußerung und erstreckt sich auf alle Sprachmittel, auf Vokabular und Syntax. "Die-selben" Dinge wurden auf die verschiedenste Art und Weise anvisiert und angesprochen, und zwar in derselben Sprachgemeinschaft und desto mehr in verschiedenen Sprachge-meinschaften, welche sich wohl ursprünglich auch praktisch, in ihrer Struktur und im Fer-tigkeitsbereich, voneinander unterschieden. Das Artikulieren des Sinnes wird auf verschie-dene Weise vorgenommen, obwohl in Hinsicht auf dasselbe Universum des Seienden, und es ist keineswegs apriori feststehend, dass jede Sinnartikulation in einer Sprache in der Artikulation einer anderen ein genaues Äquivalent finden müsste – wie ohne weiteres dort vorausgesetzt wird, wo ein Wörterbuch aufgestellt wird. Darin liegt, dass jede Übersetzung ein Umschaffen ist; die Bedeutungsstruktur kann nie adäquat wiedergegeben werden; des-halb verwenden wir z. B. beim Referieren von geistigen Zusammenhängen gern Namen der ursprünglichen Sprache, reden nicht vom griechischen Staat, sondern von der *polis*, spre-chen nicht von Kraft und Auswirkung, sondern von *dynamis* und *energeia*, nicht von Prin-zip oder Anfang, sondern von *arche* usw.

Aber Situationsbedingtheit bedeutet noch mehr. Die Sprache lebt, indem der vor-handene Bestand von Sprachmitteln in immer neuen, wechselnden Umständen auf die wandelbare Lage angewendet wird. Der Anwendungsbereich verschiebt sich, die Bedeu-tung selber lebt, das Metaphorische und Metonymische der Sprache ist etwas Wesentli-ches, was nicht weggedacht werden kann: Sprache kann nur auf dem Grund des Sprachli-chen wachsen, sich bilden und korrigieren. So ist die Bedeutung der Sprachmittel selber, ihre Identität, nichts Bestimmtes, sondern hat einen nebligen Rand, einen Charakter des Nicht-Fixierten, des Korrigierbaren, Schwankenden. Es wird zwar dieses Schwankende oft nur als eine Mangelhaftigkeit der Zeichen aufgefasst und es werden eindeutige Tendenzen von Wort und Bedeutung verlangt; aber das setzt die Fähigkeit voraus, Bedeutungen zu unterscheiden, und diese Unterscheidungsmöglichkeit kommt erst nachträglich, muss erst aktiv hergestellt werden. Allerdings ist es ein Faktum, dass die Situationsbedingtheit der Sprache, die sie zum bloßen unselbständigen Bestandteil der menschlichen Handlungslage macht, selbst etwas Wandelbares ist und dass der Mensch verschiedene Auswege eröffnet hat, welche uns befähigen, diese Lage zu überschreiten und eine Tendenz zur Umkehr der Lage anzuzeigen. Wir versuchen sprachliche Gebilde zu erzeugen, welche aus sich selbst, abgelöst von der Einzelsituation, verständlich sind und einen geistigen Gehalt ausdrücken, welchem der Wechsel unserer Lagen nichts anzuhaben vermag. Und wir versuchen, Be-deutungen zu fixieren, die Sprache selbst bewusster und unseren geistigen Anforderungen entsprechender zu machen, z. B. der Forderung der Eindeutigkeit, der Schärfe, der Genau-igkeit des Ausdrucks.

Aus sich selber verständliche, situationslos begreifliche sprachliche Gebilde können Erzählungen, Darstellungen, Berichte oder andere Außenprojektionen des innerlich Geleb-ten sein, die eventuell mündlich weitergegeben sich vom ersten Urheber ablösen und ein Sonderleben führen können. Dieses Sonderdasein wird dadurch bekräftigt und bestätigt, dass sie schriftlich fixiert werden. Nicht jede schriftliche Fixierung des Sprachlichen ist situationsgebunden, vielmehr besteht die Hauptanwendung der Schrift darin, der Ablösung von der Situation zu dienen. Erst nun kann die eigentliche Arbeit an der Sprache ansetzen;

denn erst in der Ablösung von der Situation hat die Sprache angefangen, ein Sonderdasein zu führen, und zwar in den Sprachwerken. Bis dahin ist sie nur Werkzeug und Wegweiser, Teil und Moment; jetzt aber ist sie in Wort- und Bedeutungseinheiten da, die einander halten und sich gegenseitig stützen, auf die man zurückkommen kann, um sie erneut zu durchlaufen. Jetzt erst kann man prüfen, ob etwas adäquat, stark, glücklich, scharf ausgedrückt ist, jetzt erst kann weitergegangen werden über das Ungefähre, Schwache, Abgedroschene hinaus. Und wenn die Ablösung von der Situation, das Überschreiten dieser Bedingtheit des Wortes einmal so fortgeschritten ist, dass es sich ganz selbständig gemacht hat von allen Einzelsituationen, kann der Versuch unternommen werden, die Welt selbst mit dem Menschen darin zum Ausdruck zu bringen, das Wort dem Seienden und seinen Bedingtheiten überzuordnen: Dadurch aber entsteht das *literarische Kunstwerk*.

Das Kunstwerk ist kein bloßer Teil der Einzelsituation des Menschen mehr, sondern es ist zugleich etwas, worin die Welt sich spiegelt und in diesem Sinne darin enthalten ist. Der Spieß wurde umgedreht, wir sind über die Lage und über uns selber hinaus. Im Sprachkunstwerk werden wir potentiell mit einem Ganzheitszusammenhang des Seienden konfrontiert, welcher vom und im Kunstwerk ausgedrückt werden kann – mit dem Weltsinn. Denn das Sprachkunstwerk referiert nicht bloß Einzelnes, spiegelt nichts Reales ab, sondern bei Gelegenheit eines als möglich dargestellten Zusammenhanges stellt es Weltkonstanten auf, welche allem Einzelnen und Zufälligen gegenüber erhalten bleiben und die Weltstruktur als ein Ganzes aufleuchten lassen. Nicht um Antigone und Philoktetes, nicht um Faust und Dmitri Karamasoff handelt es sich, sondern um den Sinnzusammenhang, in welchem die Artikulationen des Seienden stehen und der das Leben leitet, das Schicksal gestaltet und über Erfüllung und Leere, Verhängnis und Strafe entscheidet; um den Zusammenhang von Natur und Übernatur, menschlicher Freiheit und göttlicher Macht, um Mensch, Gott oder Götter, Mann, Weib, um Mitsein in Arbeit und Kampf, um Schuld, Leid und Tod. Und weil es um diesen Zusammenhang geht, kann das Ganze des Zusammenhanges genauso gut aufleuchten in einem lyrischen Gedicht wie im Epos, Roman oder Drama. Dadurch erhält nun der Einzelne auch eine Antwort auf seine persönlichen Fragen; er wird in seinem ganzen Sein beeinflusst, mit dem Weltganzen konfrontiert, das Zufällig-Wandelbare auch seines eigenen Seins wird dadurch überhöht und auf einen höheren Zusammenhang gewiesen. So ist es schon im Mythos als bloß mündlich tradiertem Sprachwerk, so nachher im literarischen Werk im eigentlichen, schriftlichen Sinne des Wortes, nur ungleich komplizierter und differenzierter, mit einer viel ausdrücklicheren Arbeit an den Sprachmitteln und ihrer kunstreichen Ausnutzung. Deshalb hat T. S. Eliot recht, wenn er sagt, der Autor eines Werkes der Einbildungskraft unternehme den Versuch, uns als Menschen in unserem ganzen Sein zu beeindrucken, ob er sich nun darüber klar ist oder nicht; und dass wir als Menschen durch ein solches Werk beeindruckt werden, ob wir wollen oder nicht.

Nun ist aber die Ablösung von der Lage, welche von einem Sprachkunstwerk bewirkt wird, nur eine Ablösung von Einzelsituationen, keineswegs von der Situation überhaupt; die Bedeutungen des Sprachwerkes wurden zwar so benutzt, dass sie nur aufeinander verweisen, einen geschlossenen Sinnzusammenhang ergeben, aber sie stammen dennoch aus dem Alltag und seinen praktischen Bezügen. Die Einzelsituationen sind nicht mehr zum Verständnis nötig, sondern das Werk steht als selbständig bedeutungsvoll da;

aber aus ihrer Gesamtheit, aus der Gesamtsituation einer Epoche sind alle Bedeutungen geschöpft. Es schöpft ja der Schöpfer des Sprachwerkes nicht aus einem Arsenal von abgezogenen reinen Gedanken, sondern aus der lebendigen Sprachtradition und Sprachwerktradition; er wendet sich auch an die Menschen, die in dieser Tradition leben, Und in ihnen erfährt das Werk erst seine Bewährung oder seine Verwerfung. Die Genialität des Schöpfers besteht darin, dass er durch seine konzentrischen und aufeinander abgestimmten Sprachmittel, durch *seine* Sprache der Mit- und Nachwelt die Einsicht in den ihm vorschwebenden Weltzusammenhang zu vermitteln vermag. Das bedeutet aber weiter: Auch er steht in einer Situation, auch er hat die Lagebedingtheit nur relativ überschritten, auch die Welt, die er im Werk niederlegte, ist seine je eigene und nur von den andern bestätigte oder teilweise bestätigte und übernommene Welt. Nicht vor, sondern in und durch diese intersubjektive Auseinandersetzung hindurch existiert die Möglichkeit, zu einer Überpersönlichkeit, zu einer Überwindung der Subjektivität zu kommen. Der reine Gedanke liegt nicht am Anfang, sondern im Fluchtpunkt dieser Auseinandersetzung; der Anfang ist die praktische, beschränkte, historisch einseitige und zufällige Situation mit ihren Bedeutungsartikulationen.

Nun könnte ich mir aber gut denken, dass jemand mich unterbricht mit der Bemerkung: Ist das alles nicht eine arge Übertreibung der Bedeutung des sprachlichen Werkes, besonders des Sprachkunstwerkes? Gibt es keine andere Möglichkeit für den Menschen, die Einzelsituation zu überschreiten und sich mit dem Ganzen des Seienden auseinanderzusetzen, als den Weg der Sprache und der Überwindung ihrer Realität? Gibt es nicht z. B. andere Künste? Gibt es nicht Philosophie, Wissenschaft? Wie steht es mit ihnen und ihrer Beziehung zum Sprachwerk? Natürlich gibt es das alles, aber ich behaupte, dass alle anderen Künste für sich nicht imstande sind, einen geistigen Gehalt im Sinne der Konfrontation mit dem Ganzen des Seienden anders darzustellen, als indem sie schon die Weltdeutung im sprachlichen Sinn, also Sprachwerk voraussetzen, auf seinem Boden sich bewegen, aus ihm heraus den Sinn ihres Tuns vollziehen; denn das Werk, das sie herstellen, wäre ohne die geistige Bedeutung ein bloßes Ding unter anderen Dingen, hätte nicht jenen Weltbezug, der ihn zum Symbol, zum Schlüssel des Ganzen macht. Das Bildwerk z. B. bedarf des Mythos, welcher es deutet und denkt; man denkt aber schließlich immer in der Sprache. Und natürlich gibt es auch andere Weisen als das Kunstwerk, um die Einzelsituation zu überschreiten: Es gibt einerseits den Dialog, die Polemik, die Konfrontation von Gesichtspunkten, Stellungnahmen, Einstellungen, den Versuch, ihre Beschränktheit und ihren Gegensatz zu überwinden und neue Ebenen des Diskurses zu eröffnen. Und es gibt den Versuch der Wissenschaft, besonders der mathematischen Naturwissenschaft, überhaupt alles Subjektive an unseren Bedeutungen auszuschalten, um schließlich bei einer idealen Eindeutigkeit des logischen Ausdruckes und bei rein objektiven Verhältnissen und Strukturen zu landen, welche auf nichts Subjektives mehr angewiesen sind. Diese beiden Versuche sind höchst bedeutend und können nicht genug betont werden. Aber sie sind natürlich in der Sprache beheimatet und für sich unermöglich, einen Sinn des Ganzen, welcher das Einzelne, Spezielle und Bruchstückhafte übersteigt, entstehen zu lassen. Und die Philosophie, welche nichts anderes ist als ein Versuch, alle diese Mittel zusammennehmend zur überindividuellen Sinnenebene, zur Wahrheit über den Standpunkten nach

ihrem Durchgang zu gelangen – ist sie nicht sowohl historisch aus Dichtung und Mythos hervorgewachsen, hat sie sich nicht mit ihnen, sowie mit Wissenschaft und menschlicher Praxis auseinandergesetzt, ist sie nicht erst dadurch zu dem geworden, was sie in unserer Tradition ist? Wahrt sie nicht notwendig innere Beziehungen zur Dichtung, gibt es nicht philosophische Lagen und Gestalten, für welche Dichtertaten und -gestalten eine grundsätzliche Bedeutung haben? Gewiss gibt es Descartes und Kant, aber es gibt auch Plato und Hegel, und die stehen mit den Dichtern in einer eng verzahnten Diskussion.

So scheint mir, dass man folgende These wagen darf: Die geistige Existenz einer Gesellschaft ist mit ihrer Literatur untrennbar verbunden – ich meine mit dem literarischen Kunstwerk. Es scheint mir, dass das literarische Kunstwerk es ist, dessen erste und grundlegende Tat es war und immer wieder ist, uns zu befähigen, im Verhältnis nicht nur zum Einzelnen in Sondersituationen, sondern auch zum Ganzen des Seienden zu leben und das heißt: geistig zu leben. Das literarische Werk gibt es uns erst an die Hand, auf Grund einer geschlossenen Spracharchitektur darauf zu reflektieren, dass wir in der Sprache leben, welche an reale Ereignisse, an die begegnende Präsenz nicht gebunden ist, welche immer als Ganzes da ist und ganzheitlichen Bezug ermöglicht.

Bislang habe ich aber eigentlich nur von der künstlerischen Funktion des Sprachwerks gesprochen. Doch jetzt erst kommen wir zu unserem eigentlichen Thema: Der Sprachkünstler steht im Zentrum der Geistigkeit einer Gesellschaft als Sprachgemeinschaft. Er ist mit dieser Gemeinschaft auf mannigfaltige Art verbunden: Vor allem ist sein eigentliches Ziel, nämlich die menschliche Transzendenz, das Hinaus aus der Einseitigkeit und Bruchstückhaftigkeit der Einzelsituation, auf die gemeinschaftliche Pflege des Wortes angewiesen. Dieses Streben ist aus dem Wesen der Sache her ein Mit-Streben. Es geht beim Sinngehalt, bei der Aussage des Kunstwerkes, bei demjenigen, was es offenbart, um Intersubjektivität, um Anerkennung. Das Gelingen ist hier Ausnahmefall einer Bemühung, welche Scheitern dem inneren Sinn nach voraussetzt. Viele müssen sich am Wort abmühen, damit es dann einem gelingt, den von ihm erblickten Sinnzusammenhang bündig auszudrücken, und so sind die Vielen am Erfolg des Einen mitbeteiligt; und der Erfolg ist nichts als das Überzeugtsein derjenigen, die auf das Wort hören können, die Anerkennung eines gemeinsamen geistigen Besitzes, eine Übereinstimmung darüber, dass hier ein gegenseitiges Verständnis gelungen ist.

Dann ist aber die Pflege des künstlerischen Wortes etwas anderes als jede sonstige Arbeit. Sie ist nicht zu trennen von der Sorge um das geistige Sein des Menschen überhaupt, und das heißt: von seinem moralischen Kern. Als geistige Wesen sind die Menschen ja Personen, im Worte und seiner Pflege werden sie sich wesentlich dessen bewusst, dass Weltzusammenhang um die Person und ihre Bezüge kreist. Die Transzendenz des Menschen ist wohl der Grund des Sittlichen und das Sprachkunstwerk also dem Vorhergehenden nach eine Grundmanifestation, Grundenthüllung dieses sittlichen Seins. In der gemeinsamen Pflege des Wortes bildet sich die sittliche Substanz einer Sprachgemeinschaft aus. Das Sittliche ist aber wesensmäßig kein gleichgültiger Bestand, sondern eine Forderung, ein Unerfülltes, das erfüllt werden will, kein Gegenwärtiges oder Vergangenes, sondern wesentlich Zukünftiges. So wirkt es dynamisch, und zwar gegen Kräfte, die es verengen, partikularisieren, zum bloßen Ding unter Dingen machen. Dem Schriftsteller bleibt nichts

übrig, als für diese Kräfte aufmerksam zu sein, um gegen sie anzukämpfen. Er kann sich da irren, kann den Gegner falsch anvisieren und definieren, aber sofern er bleibt, was er ist, kann er vom geistigen Kampf, vom Kampf um und für das Geistige nicht ablassen. Aus diesem Grund sind die Schriftsteller, und vorzugsweise sie, dazu berufen, das Gewissen einer Gemeinschaft zu behüten und wach zu erhalten. Der Schriftsteller ist kein Handwerker, der Bücher macht, kein Spezialist eines besonderen Produktionszweiges, sondern er ist Ritter des Geistes, der zwar irren kann, aber sich immer in Gefahr begibt und den Gegner herausfordert.

Es kann da scheinen, dass seine Mühe umsonst ist und dass er verurteilt ist, im Spiel der Kräfte bloße Imponderabilien oder unselbständige Komponenten zu verkörpern, die sich auf den Schultern wirksamerer Mächte durchsetzen. Es wäre aber, glaube ich, ungerechtfertigt und schließlich unrealistisch, den Beitrag des Sprachkünstlers und Sprachgestalters zur Ausbildung, zur Bewahrung und Bearbeitung der Gesellschaft, soweit sie Sprachgemeinschaft ist, zu unterschätzen. Die Sprache, ihre Gestaltungskraft und der Wille zur Transzendenz, welcher dahintersteht, sind mächtige gesellschaftsbildende Kräfte, wie ein Blick auf die Geschichte zeigt. Ich möchte hier nur auf drei Beispiele hinweisen, welche meine These gut illustrieren. Die Geschichte wird nicht bloß durch Kampf und Anwendung von Gewalt gemacht, auch nicht bloß durch eingebildete (z. B. magische) Gewalt, auch nicht bloß durch Gewalt und Arbeit, sondern auch durch die stille Macht der Geistigkeit. Man denke an die einigende Kraft Homers über die Zersplitterung der griechischen Klein- und Stadtstaaten hinaus, man denke an das Werk der Paideia, welches in Anknüpfung an dies Gemeinsame weitergeführt werden konnte. Dass es so etwas wie Hellenen gegeben hat, ist weit mehr eine Wirkung des Sprachwerkes als von geschichtlichen Gewaltaktionen. Hat aber nicht auch die mittelalterliche höfische und bürgerliche Literatur einer Volkssprache im allgemeinen und damit dem modernen Volksbewusstsein vorgearbeitet? Und was den modernen deutschen Sprachbereich betrifft, lassen Sie mich einen bekannten zeitgenössischen Schriftsteller zitieren, der da sagt: "Bevor es überhaupt eine deutsche Nation gab, gab es, seit Klopstock und Lessing, eine deutsche Literatur. (...) Als die Herrschenden in diesem Land ihren separatistischen Klein- und Großkriegen nachgingen, schrieb der schwäbische Pietist F. K. Moser 1765 seine aufklärende und bahnbrechende Schrift *Vom deutschen Nationalgeist*. Der Schwabe Schubart, die Brüder Stollberg und der Balladendichter Bürger stehen neben Klopstock, Lessing und Herder am Anfang unserer immer noch jungen literarischen Tradition. Denn Deutschland ist, hundert Jahre vor Bismarck, durch deutsche Schriftsteller und Philosophen, die den Geist der Aufklärung durch dieses Land wehen ließen, kraft der Sprache geeinigt worden."¹ Und als drittes Beispiel führe ich die Entstehung des modernen Tschechenvolkes an, welches eine so merkwürdige, in Mitteleuropa einzigartige Geschichte und in ihrem Gefolge eine so elementar demokratische Struktur besitzt. Im Laufe der unglückseligen Entwicklung seit dem 16. Jahrhundert sind ihm die oberen Gesellschaftsschichten, der Groß- und Kleinadel, das ein-

¹ [Günter Grass, "Des Kaisers neue Kleider" (Sept. 1965), in: Werkausgabe, Bd. 14: *Essays und Reden I*, hg. v. V. Neuhaus u. D. Hermes, Göttingen 1997, 125.] Alle Fussnoten sind von mir L.H.

gesessene große Bürgertum abhandengekommen. Was da blieb, waren Überreste einer Intellektuellenschicht, vor allem Schriftsteller.

Genug aber dafür, um mit den neuen potentiellen Staatsbürgern, den befreiten tschechisch-sprachigen Bauern und dem davon stammenden neuen städtischen Proletariat durch Zusammenschluss eine Einheit herauszubilden, die aller höheren gesellschaftlichen Funktionen, zuerst der geistigen, später auch der politischen, fähig war. Es gibt auch Gegenbeispiele: der Zerfall des römischen Raumes in sprachlich unterschiedene "romanische" Einzelgebiete in Ermangelung einer ausgedehnten populären literarischen Bildung.

Aber das literarische Werk ist nicht nur gemeinschaftsstiftend, sondern es kann diese auch behüten und bewahren dort, wo die Gemeinschaft bedroht ist von gegnerischen, vor allem politischen Mächten. Nicht nur die Deutschen, auch die slawischen Völker wissen davon. Nachdem den Tschechen wie den Polen ihr eigenes, wenn auch nicht aus Volkskräften im modernen Sinne gewachsenes Staatswesen verloren gegangen war, ist ihnen die vom Schriftstellerwort verwaltete Sprache zur eigentlichen Heimat, zum wirklichen Asyl geworden, das nur schwer erreicht, erobert und zerstört werden konnte. Um dieses Faktum herum hat sich dann auch die Herdersche Volkstheorie herausgebildet, die das Volk als Naturcharakter fasst, der sich in der Sprache und Volksliteratur und erst zweitrangig in Phänomenen wie dem Staatswesen seinen gesetzmäßigen Ausdruck schafft; das Staatswesen als Erscheinung des Volkscharakters ist nicht notwendig, da dieses immer aus dem Verborgenen nach außen auszubrechen bereit ist — eine Theorie *ad usum* der Unterdrückten und als Stütze ihrer Hoffnungen.

Aber das Wichtigste scheint mir die Möglichkeit zu sein, die einmal gestiftete und bewahrte Sprachgemeinschaft immer wieder zu stimulieren zur wirklichen Transzendenz, zum Verwirklichen der Aufgaben des Geistes. Das notwendige Engagement des Schriftstellers zeigt sich darin, dass er über seine eigenste Aufgabe, das Schaffen des sprachlichen Kunstwerkes, hinaus bereit ist, die Realbedingungen dieses Schaffens zu verteidigen, die ihm drohenden Gefahren zu enthüllen, ihnen von vornherein zu begegnen und sie abzuwehren. So sind die besten tschechischen Schriftsteller im Verlauf der letzten Jahre zugleich zu Publizisten geworden, welche auf die Gefahren einer unkontrollierten politischen Macht hinwiesen und ihre Folgen im staatlichen Leben, im Rechtsverfall, in der weitgehenden Demoralisierung bis ins Einzelne verfolgten. Sie haben da eine Arbeit geleistet, für welche Theoretiker, Soziologen, Philosophen sich nicht zu schämen bräuchten, und sie sind vor drohenden Gefahren nicht zurückgewichen. Darin liegt aber noch ein weiteres: Die Schriftsteller haben die schwierige Aufgabe, dasjenige in Worte zu setzen, was schwer zu sagen ist, weil man gerade dem am liebsten aus dem Weg geht, dasjenige zu formulieren, was die Gemeinschaft dumpf bedrückt, ohne objektiviert, ohne ausgesprochen zu sein. Das kann der Schriftsteller sowohl zum Thema seines Kunstwerkes machen als auch zum Vorwurf eines direkten Kommentars. Viele deutsche Schriftsteller der Zeit nach dem Zweiten Weltkriege sind beide Wege gegangen und man verdankt ihnen Vorbildliches. Sie haben manches zum Ausdruck gebracht, was später in der Wohlstandseuphorie einfach entschwamm, die Qual einer namenlosen Heimatlosigkeit, einer unerträglichen Welt, die trotzdem ertragen werden muss: "sich ausdrücken können in einer fast ausdruckslosen Welt, diese Tatsache erhebt ihn [den heutigen Autor] in den Stand der Bildung (...), sich ein

Bild machen können, ist ja der höchste Stand der Bildung" – so hat es ein berühmter Schriftsteller ausgedrückt, und zwar nicht nur für Deutsche.² "Er kann auch nicht wie Abraham sein eigenes Volk zeugen, er muss auf es zu, er muss ihm zuwachsen. Er braucht nicht nur Freunde, Leser, Publikum, er braucht Verbündete, öffentliche Verbündete, die sich nicht nur ärgern oder nicht nur triumphieren, die *erkennen* (...) *Erkannt* werden sollte, was wichtiger ist: die Suche nach einer bewohnbaren Sprache in einem bewohnbaren Land."³ Nicht nur die deutsche, auch z. B. die östlichen Literaturen, soweit sie Literatur sind, sind diese Suche.

Dieser notwendige Einsatz des Schriftstellers bedeutet keineswegs, dass er sich einem eindeutigen politischen Programm zu verschreiben hätte. Die Frage, in welcher politischen Verfassung der Geist am besten gedeiht, ist von der Geschichte her schwer zu beantworten; es gibt da Beispiele des Zusammengehens der politischen und der geistigen Reife, wobei die politische Gesellschaftsgestaltung weit entfernt gewesen sein mag von jeder Geistesfreiheit im modern-demokratischen Sinn. Es gab Tyrannenherrschaften, die bildungsfördernd waren: die Epoche des Augustus, le siècle de Louis XIV. Aber zu keiner dieser Zeiten wurde das Geistige zu einem bloßen Instrument der gesellschaftlichen Manipulation herabgewürdigt, zu Schraube und Hebel, die keine Autonomie und Spontaneität besitzen dürfen. Diese Spontaneität ist und bleibt Voraussetzung jeder literarischen Betätigung im eigentlichen Sinn, sie ist es, welche Verbündete braucht, sie ist es, die erkannt sein will – wie Heinrich Böll es so schön, so tiefgründig sagt im obigen Zitat –, sie ist es, welcher es an einer bewohnbaren Sprache in einem bewohnbaren Land gelegen ist.

Nun liegt aber die Sache so, dass diese Spontaneität des Geistes, und vor allem die des Schriftstellers vielleicht nie so bedroht und so prekär war wie in unserer Gegenwart. Gerade die eigenartige Kombination des heutigen Kapitalismus mit seinem liberal-demokratischen Gepräge des politischen Lebens sowie der allgreifenden, keinen Widerstand duldenden industriellen Zivilisation lässt keine Stelle frei für die Ausübung einer sich auf sich stellenden Spontaneität, für geistige Freiheit; für sie gilt kein Privileg mehr, ist kein Sonderplatz ausgespart. Gesellschaftliche Mächte scheinen keine menschliche Transzendenz mehr zu dulden. Nicht nur hat der gesellschaftliche Betrieb von der Literatur weitgehend Besitz ergriffen, die Schriftstellerei ist zu einer Art Produktion geworden, die geplant, durchkalkuliert, bestellt, eingeteilt wird, sondern der Schriftsteller, bis vor kurzem der einzig wirklich freien, keine "Vorbildung" und Legitimation verlangenden Beschäftigung nachgehend, ist ebenfalls zum Objekt des Organisierens und Gruppeneifers geworden; die Massenmedien nivellieren das Wort oder lassen es zurücktreten gegenüber dem Attraktiven der stummen Sensation. In einer Zeit, wo Verbrechen sich breit machen als wären sie eine normale, gewinnbringende Tätigkeit, wo Effektivität der einzige Imperativ zu sein scheint, dem man zu gehorchen befähigt ist, wo Selbständigkeit und Unabhängigkeit, von vornherein verdächtig, unter fadenscheinigen Vorwänden liquidiert werden, scheinen die Chancen der schriftstellerischen Transzendenz verschwunden. Und noch trost-

² [Heinrich Böll, "Frankfurter Vorlesung" (1964), in: ders., *Werke. Kölner Ausgabe*, Bd. 14, Köln: Kiepenheuer & Witsch 2002, 139-201, hier: 155.]

³ [Ibid., 159]

loser wird das Bild, wenn man bedenkt, wie es heute mit der großen Hoffnung auf eine Revolution bestellt ist, welche die entfesselten Produktionskräfte dem Chaos zu entreißen hoffte und durch Vergesellschaftung und Beherrschung den Produktionsmitteln ihre menschliche Bestimmung zurückzugeben versucht. In einer Welt der Gewalt und unbarmherzigen Gegnerschaft hat sie sich in einem selbstfabrizierten Sicherungsnetz gefangen, das nicht mehr durchsichtig ist; eine unvollendete Revolution, die steckengeblieben ist und belastet mit komplizierten Problemen eines ungeheuren Staatswesens, das sie trägt, und mit einem schwerfälligen Apparat gepaart, der nicht mehr diskutiert, sondern befiehlt. Das scheint mir die Lage zu sein, mit welcher das Gewissen heute konfrontiert ist. Nirgendwo scheinen ausreichende gesellschaftliche Kräfte vorhanden, auf welche die noch vorhandene menschliche Transzendenz sich stützen könnte – im einen Teil der Welt ist die ehemals revolutionäre Klasse um ihren Elan betrogen und ins Vorhandene eingebettet, im anderen ist sie durch einen Apparat vom Außen gegängelt, der jede Spontaneität zum Ersticken bringt. Die neuen Unzufriedenen sind zwar auch schon Masse, aber eine chaotisch agierende. Dabei hat aber die Gegenwart auch durchaus Positives und Energisches in sich. Das Planetarische, das Kosmische wirkt sich in ihr aus wie früher noch nie. Der Mensch steht an der Grenze zu Bereichen, die niemand noch ahnte. Vielleicht brauchen wir nur auf eine neue Generation zu warten, welche im Osten den Antrieben der Aufklärung gegenüber offener ist als die jetzige. Vielleicht aber müssen wir auf die gesellschaftliche Auswirkung der neuen technischen Revolution warten, in welcher Wissen selbst die entscheidende Produktionskraft darstellt. Hoffentlich erlangt dann der von Automatismus und Arbeitsverklavung befreite Mensch auf höherem Niveau den Sinn der Transzendenz wieder? Hoffentlich ist ihm dann nicht, wie ein zeitgenössischer Denker befürchtet hat, Sein mit dem Gestell, der Mobilisierung der ganz abstrakt gewordenen Kräfte und Mächte des Universums zum Unzwecke ihrer extremsten Zusammenballung identisch? Hoffentlich schöpft er dann erst aus dem Kontrast seiner Macht und Ohnmacht, aus seiner Sterblichkeit und Gebrechlichkeit mitten in seiner Machtentfaltung den Anstoß zu einer neuen Sinngebung? Wie dem auch sei, es gilt auszuharren und zu warten, nicht nachzugeben und nicht zu verraten. Es gilt, alle Kräfte der Transzendenz wach zu erhalten; es gilt jede Gelegenheit wahrzunehmen, die unvollendete Revolution wieder auf die Bahn zu bringen; nicht beklagen darf man das augenblickliche Geschick, die Diagnose darf nicht zur Resignation werden. Die Niederlage muss man versuchen zu keinem neuen Sieg umzuformen.

Ist jedoch nicht alles, was hier gesagt wurde, reiner Idealismus im schlechten Sinne von Ideen, die sich angesichts der realen Mächte blamieren? Ist die Rede von menschlicher Transzendenz, die wir bestrebt waren, an Hand des sprachlichen Kunstwerks zu entfalten, nicht bloße Phänomenologie, welche das Wesen der geschichtlichen Wirklichkeit nicht trifft, d. h. den schaffenden, sich selbst in gesellschaftlicher Produktion formierenden Menschen? Ist das Gesagte nicht der Gefahr erlegen, Erscheinung und sogar Schein für Wesen zu halten, im Interesse einer privilegierten Schicht, die sich angesichts der gesellschaftlichen Lage selbst erhalten möchte? Ist sie nicht eine typische Intellektuellenideologie?

Zur Beantwortung dieser letzten Frage gestatte ich mir, auf unsere ersten Überlegungen zu zurückverweisen. Wir haben uns da offen zur Auffassung bekannt, dass der Anfang menschlichen Weltverhältnisses und Weltbewusstseins praktisch, interessen- und

situationsbedingt ist. Darin ist die sozial-wirtschaftliche Bedingtheit impliziert. Was wir bestreiten, ist bloß, dass dieses Bewusstwerden ein mechanischer, rein objektiver Prozess ist, in welchem das Subjektive die Rolle eines bloßen Begleitphänomens hätte. Wir glauben durch unsere Hinweise auf die Rolle der Sprache und des Sprachwerks gezeigt zu haben, dass hier eine Kraft der Transzendenz am Werk ist. Diese Kraft darf allerdings nicht zum Moment einer objektiven dialektischen Entwicklung uminterpretiert werden, sondern wir beanspruchen bloß, hart am Phänomen zu verharren und keine Geschichtsmetaphysik zu treiben. Nicht nach Idealistenmanier wird die menschliche Fähigkeit – die Fähigkeit, nicht in der Trieb- und Tendenzrelativität zu erstarren, sondern zur Wahrheit durchzustoßen – in einem Arsenal von a priori-Ideen gesucht. Wir haben ja gesehen, dass die Ideen, die einheitlichen Bedeutungen und Zusammenhänge erst Erzeugnisse eines vielfachen Umgangs mit der Sprache sind. Das Eindeutige, Präzise, das Rationale, die Einsichten im spezifischen Sinn sind Erzeugnisse, Resultate. Beim Menschen wird nun die Reflexionsmöglichkeit, die Fähigkeit, sich der eigenen Situation bewusst zu werden und sich damit über sie zu erheben, vorausgesetzt – alles andere ist Ergebnis eines langwierigen Ringens im Miteinander, in der Intersubjektivität, in der Auseinandersetzung zwischen Standpunkten, in der Infragestellung seiner selbst durch den anderen, im sorgfältigen Prüfen der verzerrenden und verfälschenden Motive.

So glaube ich, dass die hier gebotenen Streiflichter aus der Phänomenologie der Sprache und des Sprachkunstwerkes grundsätzlich keine ideologische Verzerrung darzustellen brauchen. Der Idealismus erliegt einfach der Verführung, welche in unserem Bewusstseinsleben angelegt ist: Wir leben und verweilen ursprünglich immer bei den Resultaten, nicht beim Leisten des Bewusstseins, welches die Resultate erarbeitet, und so tendieren wir immer dazu, diese Arbeit zu überspringen und den Prozess von seinem Ergebnis auszulegen. Der Idealismus sucht die Sprache, als wäre sie von vornherein ein Gewebe aus eindeutigen Bedeutungen, aus Vorstellungen und Sätzen "an sich", und sieht nicht, dass das alles erst Ergebnisse, erst Idealisierungen sind. Er will von Einsichten ausgehen, als ob das Leben sich von vornherein in der Helle der Reflexion vollzöge und sich nicht im Dunkel der Praxis erst die Instrumente dieser Reflexion erarbeiten müsste. Aber an der Transzendenz als Prozess, welcher zum Überschreiten von Einzelsituationen führt, ist festzuhalten; hier liegt die Fähigkeit des Menschen, dasjenige, was er meint und denkt, zu verantworten, eine zugleich praktische und einsichtsmäßige Fähigkeit, die man seit je Vernunft genannt hat und von welcher das Wort des Heraklit gilt, dass der Seele ein *logos* einwohnt, der sich selbst vermehrt.

Übersetzung aus dem Tschechischen: Ludger Hagedorn